

Helen Dunmore
Nixenblut





DIE AUTORIN

Helen Dunmore ist in Yorkshire geboren und lehrte in Finnland Englisch, bevor sie mit dem Schreiben anfang. Sie verfasst belletristische Romane, Kinder- und Jugendbücher und Gedichtbände, die vielfach ausgezeichnet und in mehr als zwanzig Sprachen übersetzt wurden.

Weitere lieferbare Titel von Helen Dunmore:

Nixenmagier (Band 2, 40037)

Nixenfluch (Band 3, 40035)

Helen Dunmore

NIXEN
BLUT

Aus dem Englischen
von Knut Krüger





cbj
ist der Kinder- und Jugendbuchverlag
in der Verlagsgruppe Random House



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *München Super Extra*
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage
Erstmals als Taschenbuch April 2011
Gesetzt nach den Regeln der Rechtschreibreform
© 2005 by Helen Dunmore
Die englische Originalausgabe erschien 2005
unter dem Titel »Ingo« bei HarperCollins
Children's Books, London
© 2006 für die deutschsprachige Ausgabe bei cbj Verlag
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten
Dieses Werk wurde erstmals unter dem Titel
»Indigo – Im Sog des Meeres« veröffentlicht
Übersetzung: Knut Krüger
Lektorat: Ulrike Hauswaldt
Umschlagabbildung: Mauritius Images/Cusp,
Shutterstock/Vividfour
Umschlagkonzeption: zeichenpool, München
st · Herstellung: CZ
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck
ISBN: 978-3-570-40036-4
Printed in Germany

www.cbj-verlag.de

Erstes Kapitel



Man findet die Meerfrau von Zennor in der Zennor Church, wenn man weiß, wo man nachschauen muss. Sie ist aus altem, hartem, dunklem Holz geschnitzt. Da es in der Kirche dunkel ist, muss man sich bücken, um sie genau zu erkennen. Man kann mit seinem Finger an ihrem Fischschwanz entlangstreichen.

Jemand hat sie vor langer Zeit mit dem Messer aufgeschlitzt. Mit einem scharfen, wütenden Messer. Ich habe die Stelle sehr vorsichtig berührt, um der Meerfrau nicht ein weiteres Mal wehzutun.

»Warum haben sie das gemacht, Dad? Warum haben sie ihr wehgetan?«

»Ich weiß es nicht, Sapphy. Menschen tun manchmal schreckliche Dinge, wenn sie böse sind.«

Und dann erzählte mir Dad die Geschichte von der Meerfrau. Ich war noch klein, aber ich kann mich an jedes Wort erinnern.

»Die Meerfrau von Zennor verliebte sich in einen Menschen«, begann Dad. »Da sie aber ein Wesen des Meeres war, konnte sie nicht mit ihm an Land leben. Das hätte sie getötet. Doch sie konnte ihn nicht vergessen und ohne ihn leben konnte sie auch nicht. Nicht einmal schlafen konnte sie mehr, weil sie immerzu an ihn denken musste. Sie wollte nichts, als mit ihm zusammen sein.«

»Wäre sie an Land wirklich gestorben?«, fragte ich.

»Ja. Meerwesen können ohne Wasser nicht existieren. Wie auch immer, der Mann konnte sie auch nicht vergessen. Der Anblick der Meerfrau hatte sich tief in sein Bewusstsein eingegraben. Tag und Nacht sah er sie vor sich. Und der Meerfrau erging es genauso. Bei Flut schwamm sie in die Bucht und ließ sich dann den Fluss hinauftreiben, bis sie der Kirche so nah war, dass sie ihn im Chor singen hören konnte.«

»Ich dachte, es sind die Meerfrauen, die singen«, sagte ich.

»In dieser Geschichte ist es der Mann, der gesungen hat. Schließlich ließ sich die Meerfrau ein letztes Mal von der Strömung bis zur Kirche treiben, und der Mann konnte es nicht ertragen, sie wieder verschwinden zu sehen. Also ist er mit ihr fortgeschwommen und wurde nie wieder gesehen. So wurde auch er zu einem Meerwesen.«

»Wie war sein Name, Dad?«

»Mathew Trehwella«, antwortete er, indem er mich ansah.

»Aber Dad, das ist doch dein Name! Wie kommt es, dass er denselben Namen hat wie du?«

»Reiner Zufall, Saphy. Das alles ist vor hunderten von Jahren geschehen. Du weißt doch, dass es in dieser Gegend immer wieder dieselben Namen gibt.«

»Und wie hieß die Meerfrau?«

»Sie hieß Morveren. Die Leute sagten, sie sei die Tochter des Meerkönigs, aber ich glaube nicht, dass das wahr ist.«

»Warum nicht?«

»Weil das Meer keine Könige hat.«

Dad schien sich seiner Sache so sicher zu sein, dass ich

ihn nicht fragte, woher er das wusste. Als kleines Kind denkt man, dass die Eltern alles wissen. Also wunderte ich mich auch nicht, dass Dad so viel über das Meer wusste.

Ich streichelte die hölzerne Meerfrau erneut und stellte mir vor, wie sie ausgesehen haben mochte, als sie sich mit ihrem wunderschönen, glänzenden Fischeschwanz in der Strömung treiben ließ. Dann schoss mir ein anderer Gedanke durch den Kopf.

»Aber Dad, was ist mit den Leuten, die der Mann zurückgelassen hat? Was ist mit seiner Familie?«

»Er hat sie nie wiedergesehen«, sagte Dad.

»Nicht einmal seine Eltern?«

»Nein, nicht einmal sie. Er gehörte jetzt dem Meer an.«

Ich versuchte, mir vorzustellen, wie es wäre, Mum und Dad niemals wiederzusehen. Schon bei dem Gedanken fing mein Herz panisch zu rasen an. Ich konnte ohne sie nicht leben, das wusste ich ganz genau.

Ich blickte zu Dad hoch. Er schien mit seinen Gedanken weit fort zu sein und machte ein besorgtes Gesicht. Das gefiel mir nicht. Ich wollte ihn wieder zu mir zurückholen.

»Fang mich doch!«, rief ich und rannte das Seitenschiff entlang bis zur Kirchentür. Obwohl die Tür schwer war und ein massives Schloss hatte, gelang es mir, sie aufzuziehen.

»Du kriegst mich nicht!«, rief ich über die Schulter, als ich aus dem Portal stürzte und die steinernen Stufen hinunterlief, bis ich den sonnigen Weg erreichte. Ich hörte die Kirchentür ins Schloss fallen, dann sah ich Dad die Stufen hinabspringen.

»Pass auf, Sapphy, jetzt hole ich dich!«

Das ist schon lange her. Dad hat die Meerfrau nie wieder erwähnt und ich auch nicht. Aber die Geschichte steck-

te tief in mir drin, wie ein unterirdischer Felsen, der den Rumpf eines Schiffes bei schlechtem Wetter plötzlich aufreißen kann. Ich wünschte, ich hätte die Meerfrau von Zen-nor nie gesehen. Sie war wunderschön, doch sie machte mir Angst.

*

Heute ist Mittsommernacht und bei Anbruch der Dunkelheit wird auf Carrack Down ein großes Feuer entzündet. Jedes Jahr am Mittsommerabend gehen wir dorthinauf. Ich liebe es, wenn die Blumenkränze ins Feuer geworfen werden und kurz auflodern, sodass es für Sekunden so aussieht, als wären die Blumen aus Flammen gemacht. Das Feuer leuchtet und alle trinken und tanzen, lachen und reden. Die Mittsommernacht ist so kurz, dass es bereits zu dämmern anfängt, bevor das Fest vorbei ist.

Dad ist jetzt oben auf dem Hügel und hilft bei der Vorbereitung des Feuers. Sie schichten Stechginster und Reisig so hoch auf, dass der Stapel mich und Conor überragt. Conor ist mein Bruder und zwei Jahre älter als ich.

»Komm mit, Saph! Lass uns nachschauen, wie groß der Haufen schon ist.«

Ich laufe hinter Conor her, wie üblich. Conor ist weit vor mir, und ich versuche, ihn einzuholen.

»Con, warte doch!«

*

Wir beobachten, wie die Sonne untergeht und immer mehr Leute zusammenströmen. Dann ist es Zeit, das Mittsommerfeuer zu entzünden. Der erste Stern funkelt am Himmel. Geoff Treyarnon stößt seine brennende Fackel in das trockene Herz des Reisigstapels. Das Feuer flammt auf, und alle nehmen sich an den Händen und beginnen, um das

Feuer herumzutanzten, immer schneller und schneller. Die Flammen schießen in die Höhe, bis über die Köpfe der Leute hinweg, sodass wir zurückspringen müssen.

Conor und ich reihen uns in den Ring ein. Mum und Dad tanzen auch und halten sich an den Händen. Ich bin so froh, wenn ich sehe, wie sie tanzen und sich zulächeln. Wenn es doch immer so wäre. Kein Streit, keine lauten Stimmen...

Immer höher schlagen die Flammen, alle rufen und lachen. Conor trinkt eine Flasche Bier, aber mir schmeckt Bier nicht. In eine Wolldecke gewickelt, setze ich mich ans Feuer und schaue zu, bis die Flammen zu orangeroten und goldenen Farben verschwimmen. Meine Augen brennen und ich schließe sie für einen Moment. Das Feuer schmilzt zu einer samtene Schwärze, in der die Sterne funkeln. Ich würde sie gerne zählen, aber sie tanzen zu schnell vor meinen Augen...

Ich muss geschlafen haben, denn plötzlich steht Dad vor mir und will mich mitnehmen. Wie aus dem Nichts war er aus der Dunkelheit gekommen.

»Alles klar, Saphy? Halt dich gut fest, ich trag dich nach Hause.«

Eigentlich bin ich zu groß, um getragen zu werden, aber heute ist Mittsommernacht, und Dad sagt, in dieser einen Nacht können alle Regeln gebrochen werden. Er nimmt mich auf den Arm, während ich immer noch in die Decke gewickelt bin, aus der meine Füße herausgucken. Ich schaue über seine Schulter hinweg. Von dem Feuer ist nur ein Haufen glühender Asche übrig geblieben. Die Leute sitzen immer noch im Kreis und trinken, getanzt wird jedoch nicht mehr.

Der Weg zu unserem Haus ist holperig und steil, doch

Dad wird mich schon nicht fallen lassen. Er ist sehr stark. Er fährt bei jedem Wetter mit dem Boot hinaus und kann mehr als drei Meilen weit schwimmen. Man hat ihm sogar eine Lebensrettermedaille verliehen.

Mum und Conor gehen voraus. Sie unterhalten sich, aber ich kann nicht hören, was sie sagen. Ich schlinge meine Arme um Dads Nacken und schmiege mich an ihn – nicht nur weil der Weg so holperig ist, sondern weil ich ihn lieb habe. In seinen Armen fühle ich mich sicher.

Dad fängt zu singen an. Er singt *O Peggy Gordon*. Seine Stimme schallt laut und sanft durch die Sommernacht.

*Ach wäre ich doch in Indigo
und teilte die salzige See
in den tiefsten Fluten...*

Ich liebe es, wenn Dad singt. Er hat eine großartige Stimme, und die Leute sagen, er sollte im Kirchenchor singen, aber darüber lacht er bloß.

»Ich singe lieber an der frischen Luft«, sagt er. Wenn er im Garten arbeitet, bleiben die Leute an unserem Zaun stehen, um ihm zuzuhören. Dad singt auch gern im Pub.

Mum, Dad, Conor und ich. Wir alle kommen in dieser Sommernacht sicher nach Hause.

Unsere Familie besteht aus zwei Hälften. Auf der einen Seite Conor und Mum, die besonnen und vernünftig sind und immer das tun, was sie sagen. Auf der anderen Seite ich und mein Dad. Wir sind so leicht entflammbar wie das Mittsommerfeuer, verlieren schon mal die Beherrschung und sagen Dinge, die wir nicht sagen sollten. Manchmal wissen wir gar nicht, was wir tun, bis wir es getan haben. Ab und zu

greife ich auch zu einer Notlüge, was Conor niemals tun würde. Er sagt einem die Wahrheit mitten ins Gesicht. Man muss sich nur daran gewöhnen.

Aber es spielt keine Rolle, dass unsere Familie aus zwei Hälften besteht, solange wir zusammenhalten.

Als wir das steilste Stück des Weges erreichen, muss Dad mich absetzen. In westlicher Richtung ist immer noch ein schwaches Licht zu erkennen, wie der Abglanz des Sonnenuntergangs oder der erste Schimmer des aufgehenden Mondes. Das dunkle Meer verliert sich in der Ferne. Ich bin froh, dass Dad hier stehen geblieben ist, weil ich es liebe, das Meer zu betrachten.

Dad hat aufgehört zu singen. Er steht unbeweglich da und blickt schweigend über das Wasser. Er scheint nach irgendetwas Ausschau zu halten, vielleicht nach einem Boot. Aber heute sind keine Boote mehr unterwegs, nicht in der Mittsommernacht.

Obwohl Dad direkt neben mir steht, scheint er mich völlig vergessen zu haben. Er ist weit, weit weg.

»Dad«, sage ich schließlich. Ich bin unruhig. »Dad?« Doch er antwortet nicht. Ich bin müde und fröstele, meine Beine haben eine Gänsehaut. Wären wir doch nur alle vier schon zu Hause und könnten die Tür hinter uns schließen. Ich will ins Bett und schlafen.

»Lass uns zu Mum und Conor aufschließen, Dad, die sind schon weit voraus. *Da-ad!!*«

Doch Dad hebt seine Hand. »Pst!«, sagt er. »Hör mal!«

Ich lausche. Ich höre den Schrei einer Eule. Ich höre das dumpfe Rauschen der See, als würde sie atmen. In einer stillen Nacht fällt es besonders auf, aber das Geräusch ist immer da. Würde die Welt verstummen und auch das Meer

stillstehen, ja, dann wäre absolute Stille. Als mir dieser Gedanke kommt, verstärkt sich mein mulmiges Gefühl. Mir gefällt das nicht. Ich habe Angst.

»Hörst du?«, fragt Dad erneut. Die Art, wie er das sagt, treibt mir einen Schauer über den Rücken.

»Was denn?«, frage ich scharf. »Was meinst du?«

»Hörst du es nicht?«

»Was?«

Doch Dad antwortet immer noch nicht. Er starrt weiter über das Wasser, bis er sich plötzlich schüttelt, als müsse er zu sich kommen.

»Lass uns gehen, Sapphy.«

Es ist zu dunkel, um Dads Gesicht genau erkennen zu können, aber seine Stimme ist wieder normal. Er schwingt mich auf seinen Arm. »Zeit, dass du nach Hause kommst.«

Als wir unser Haus erreichen, hat Mum Conor bereits ins Bett geschickt.

»Leg dich auch hin, Sapphy«, sagt Dad. Er streckt sich und gähnt, doch seine Augen glänzen und sind weit geöffnet. Ich bemerke, dass er die Tür nur angelehnt hat, als wolle er wieder hinausgehen. Die Haustür führt bei uns direkt ins Wohnzimmer, hinter dem sich die Küche befindet. Mum ist in der Küche und klappert mit den Tellern.

»Ich geh noch mal an den Strand!«, ruft Dad ihr zu. »Ich kann jetzt sowieso nicht schlafen.«

Mum erscheint im Türrahmen und blinzelt müde.

»Was? Um diese Zeit?«

»Es ist eine wunderbare Nacht«, sagt er. »Der längste Tag und die kürzeste Nacht. Denk dran, Jennie, so eine Nacht wird es ein ganzes Jahr lang nicht wieder geben.«

»In einer dieser Nächte wirst du dir noch mal das Genick

brechen, wenn du in den Felsen herumkletterst«, sagt Mum.

Aber wir wissen alle, dass es nicht so weit kommen wird. Dad kennt den Weg zu gut.

*

So gelangt man zu unserer Bucht: Der Weg führt direkt an unserem Haus vorbei. Folgt man ihm bis zu seinem Ende, stößt man auf einen Pfad, der von Adlerfarn, Brombeersträuchern und Fingerhut so überwuchert ist, dass man ihn von allein nicht finden würde. Erst wenn man die Zweige zur Seite drückt, erkennt man ihn. Als ich klein war, habe ich mir vorgestellt, er wäre magisch. Man geht den Pfad hinunter und gelangt plötzlich zu einem grasbewachsenen Felsvorsprung über der Bucht. Doch wer denkt, er wäre schon fast am Ziel, der irrt sich gewaltig. Man muss nämlich über den Rand des Felsvorsprungs klettern und weiter unten ein Wirrwarr von großen Steinen überwinden.

Die Steine sind mit glitschigen Algen überzogen. Manchmal muss man ein Bein gewaltig strecken, um sicheren Halt zu finden, mitunter auch springen. Natürlich stürzt man auch ab und zu. Conor und ich sind so oft auf die Steine gefallen, dass unsere Beine voller Narben sind.

Immer weiter geht es hinab, und am Ende muss man sich noch durch zwei gewaltige Felsblöcke hindurchquetschen, die den Zugang zur Bucht versperren. Im Schatten der Blöcke ist es klamm, es riecht nach Fisch und Seetang. Conor und ich finden dort langbeinige Spinnenkrabben, Stücke von Tauen, Fischskelette und Treibholz.

Hat man die Felsblöcke hinter sich gelassen, muss man noch über weitere Steine klettern. Doch von hier aus kann man bereits den Strand sehen.

Unseren Strand, der aus feinem weißen Sand besteht. Den besten Strand auf der ganzen Welt.

Ein letzter Sprung, dann bist du da. Aber der Strand existiert nur bei Ebbe. Bei Flut ist er nicht mehr zu sehen. Dann füllt sich die gesamte Bucht mit Meerwasser.

Doch wenn der Strand zugänglich ist, kann man schwimmen, über Steine klettern und von ihnen aus ins Wasser springen, sonnenbaden, ein Picknick machen, Treibholz zu einem Lagerfeuer aufschichten und darauf kochen, die kleinen Wassertümpel erforschen, die sich überall zwischen den Steinen bilden, die Möwen betrachten, die schreiend über ihren Nestern kreisen... Im Sommer gehen Conor und ich fast jeden Tag dorthin, wenn die Gezeiten es zulassen.

Manchmal erkunden wir auch die Höhlen, die im Rücken der Bucht liegen. Sie sind finster und glitschig und erzeugen ein Echo, wenn man ruft: *Hallo... lo... lo... Hörst du mich... du mich... du mich.*

Die klamme Luft ist vom Geräusch tropfenden Wassers erfüllt. Unmöglich zu sagen, wo es herkommt. Man kann sich durch enge Durchgänge schlängeln, doch sollte man sich nicht zu weit vorwagen, sonst bleibt man stecken und wird von der Flut ertränkt. Was für eine Vorstellung: zwischen den glitschigen Steinen eingeklemmt zu sein, während das kalte Wasser sich zuerst um deine Zehen, dann um deine Beine schließt – und du weißt die ganze Zeit, was passieren wird, wie sehr du auch dagegen ankämpfst.

»Seid auf der Hut in diesen Höhlen«, sagt Dad immer. »Und vergesst die Zeit nicht. Die Flut kommt sehr rasch, und ehe man sich's versieht, ist einem der Rückweg abgeschnitten.«

Man muss also die Gezeiten beobachten. Wenn das Wasser einen schwarzen Stein erreicht, den wir »Zeitstein« nennen, dann ist es Zeit, zurück durch den Sand zu laufen, über die Steine zu klettern, sich durch die Felsblöcke hindurchzuquetschen und so schnell wie möglich die Klippe zu erklimmen. Glaube ja nicht, du könntest dich schwimmend in Sicherheit bringen. Wer versucht, um die Landspitze herumzuschwimmen, der wird unweigerlich von der Strömung erfasst und fortgetragen.

Dads Boot liegt auf der anderen Seite im tiefen Wasser. Damit das Boot nicht bei schlechtem Wetter von der Brandung gegen die Klippen geschleudert werden kann, besitzt er eine Winde, um die *Peggy Gordon* über die Gezeitenlinie nach oben zu hieven. Dad ist ständig mit der *Peggy Gordon* auf See, fischt, überprüft die Krabbenkörbe und macht Fotos. Die Fotos bearbeitet er anschließend am Computer und beschriftet sie, bevor er sie rahmt und an die Touristen verkauft.

Es gibt also keinen Grund, sich Sorgen zu machen, wenn er sagt, dass er zur Bucht hinuntergeht. Dad würde niemals in den Klippen verunglücken. Außerdem wird es bald hell. Früher habe ich mir Sorgen gemacht, wenn er mit dem Boot unterwegs war und das Wetter umschlug, doch er ist immer wohlbehalten nach Hause gekommen. Er kennt jeden Winkel der gesamten Küste.

Ich kenne jede Wasserlache und jede Kreatur, die darin lebt, sagt er, und es hört sich überzeugend an, weil es wahr ist.

Doch heute ist Mum besorgt.

»Geh nicht, Mathew!«, sagt sie. »Es ist viel zu spät. Lass uns zu Bett gehen.«

»Warum kommst du nicht mit?«, entgegnet er. Man spürt, dass er es ernst meint. »Warum kannst du diese Kinder nicht einmal allein lassen und mit mir kommen?«

Er sagt »diese Kinder«, als spräche er über Fremde, nicht über mich und Conor. Als wäre ich gar nicht im Zimmer. Ich hasse das. Mir wird kalt vor Angst.

»Ich kann doch Sapphire nicht mitten in der Nacht allein lassen«, sagt Mum.

»Was soll denn schon passieren? Es macht dir doch nichts aus, Sapphy, wenn Mum und ich noch einen Spaziergang zur Bucht machen, oder? Conor ist oben in seinem Zimmer.«

»Nein«, sage ich mit einer Stimme, die eigentlich »doch« meint. Mum müsste doch verstehen, dass ich »doch« meine ...

»Dafür ist sie noch zu jung«, erklärt Mum. »Mach dir keine Sorgen, Sapphy, ich lasse dich nicht allein.«

Dad schießt die Zornesröte ins Gesicht. »Werden wir denn nie wieder ein eigenes Leben haben?«, fragt er gereizt. »Sie sind doch keine Babys mehr. Komm mit ans Meer, Jennie.«

Doch Mum schüttelt den Kopf. Ich fühle mich schuldig und habe Angst. Ich hasse es, wenn Dad sauer ist, und diesmal ist es meine Schuld.

»Dann gehe ich eben allein«, sagt er. Sein Gesicht ist hart. Er dreht sich um. »Warte nicht auf mich, Jennie.«

»Mathew!«, ruft Mum, aber die Tür schwingt weit auf und schon ist er in der Nacht verschwunden. Die Tür fällt krachend ins Schloss.

»Geh ins Bett, Sapphy«, sagt Mum mit müder, leiser Stimme.

Ich gehe ins Bett. In unserem Haus gibt es zwei Schlafzimmer. In einem schlafen Mum und Dad, im anderen ich.

Conor hat es am besten getroffen. Eine Leiter führt von meinem Schlafzimmer direkt zum Dachboden hinauf, wo er schläft. An einem Ende hat Dad ein Fenster in die Wand eingesetzt. Wenn Conor allein sein will, dann zieht er einfach die Leiter zu sich hoch. Dann kann ihn niemand mehr erreichen.

*

Ich ziehe mich aus, denke schläfrig an das Mittsommernachtsfeuer und an den Streit zwischen Mum und Dad, bis ich alle Gedanken beiseite schiebe, ins Bett schlüpfе und mich in die Decke kuschele. Der Schlaf rollt heran wie die Dünung des Meeres.

Noch ahne ich nichts.

Ich ahne nicht, dass dies die letzte Nacht ist, in der Conor und ich, Mum und Dad vereint sind. Ich ahne nicht, dass die beiden Hälften unserer Familie auseinander fallen, während ich schlafe.

Aber ich träume von der Meerfrau von Zennor. Ich träume, dass ich mit meinem Finger an der langen Kerbe entlangstreiche, die ein Messer in ihrem Körper hinterlassen hat. Ich versuche, sie wegzureiben, damit die Meerfrau wieder heil und unversehrt wird. Ich träume davon, dass sie ihre hölzernen Augen öffnet und mich anlächelt.

Zweites Kapitel



Spät am nächsten Morgen erwache ich durch den Geruch von Essen. Dad ist in der Küche und brät Pilze in einer gusseisernen Pfanne. Er pfeift leise durch die Zähne. Mum knallt Messer in die Schublade.

»Er ist erst um acht Uhr morgens nach Hause gekommen«, flüstert Conor mir zu.

Die Stimmung in der Küche ist gereizt. Conor und ich ziehen uns mit einer Schale Haferflocken ins Wohnzimmer zurück. Während wir essen, beginnen sie wieder zu streiten. Ihre Stimmen schwellen an: »Bist du verrückt, Mathew, nachts mit dem Boot rauszufahren, nachdem du getrunken hast?«

»Ich bin nicht mit dem Boot rausgefahren.«

»Lüg mich nicht an. Ich rieche das Meer an dir. Schau nur, wie durchnässt deine Sachen sind. Es reicht dir wohl nicht, dein Leben zu riskieren, indem du im Dunkeln in den Klippen herumkletterst, nein, du musst auch noch das Boot nehmen. Ich habe die ganze Nacht kein Auge zugemacht. Hast du völlig den Verstand verloren?«

Dad kontert mit derselben Schärfe: »Ich weiß genau, was ich tue. Willst du etwa für den Rest deines Lebens an Land bleiben, Jennie? Wenn du bloß einfach mitkommen würdest...«

Seine Stimme bricht ab. Er ist genauso böse auf Mum wie

sie auf ihn. Aber warum? Dad weiß, dass Mum das Meer nicht ausstehen kann. Sie setzt sich nie in ein Boot und ausnahmsweise bin ich froh darüber. Ich fange an zu zittern, wenn ich mir vorstelle, dass beide im Dunkeln hinausfahren könnten – so weit, dass sie mich nicht hören würden, so laut ich auch riefe.

»Du weißt genau, warum ich nicht mitkomme«, sagt Mum. »Ich habe allen Grund, mich vom Meer fern zu halten.« Ihre Stimme klingt bedeutungsschwer. Wir sind so vertraut mit Mums Abneigung gegen das Meer, dass wir nie nach dem Grund fragen, doch plötzlich möchte ich mehr wissen.

»Warum fährt Mum eigentlich nie mit der *Peggy Gordon*?«, flüstere ich Conor zu. Immer, absolut immer ist Dad es gewesen, der Conor und mich mit aufs Meer genommen hat, während Mum zu Hause blieb. Conor zuckt die Schultern, doch plötzlich sehe ich in seinem Gesicht, dass er mir etwas verheimlicht.

»Na, sag schon, Conor! Bloß weil ich die Jüngste bin, will mir nie jemand was erzählen.«

»Genau haben sie's mir auch nicht gesagt.«

»Aber du weißt etwas.«

»Ich habe mal gehört, wie sie sich unterhalten haben«, räumt Conor widerwillig ein. »Mum hatte gesagt, dass sie am Sonntag einen Hasenrücken zubereiten wollte.«

»Hase? Igitt! Das würde ich nicht essen.«

»Das hat Dad auch gesagt. Er sagte, Hase essen bringt Unglück. Aber Mum war das egal. Sie meinte, sie wäre nicht abergläubisch. Darauf hat Dad gesagt, sie wäre die abergläubischste Person, die er jemals kennen gelernt hat. Und Mum sagte: ›*Nur in einem Punkt, Mathew. Und ich habe einen guten Grund, das Meer zu fürchten.*«

»Was meinte sie damit? Einen guten Grund?«

»Ich habe Dad später danach gefragt. Ich sagte, sie hätten so laut gesprochen, dass ich ihr Gespräch unfreiwillig mit angehört habe. Erst wollte er mir nichts sagen, aber dann hat er es mir doch erzählt. Er sagte, Mum wäre mal bei einer Wahrsagerin gewesen und danach hätte sie sich nie wieder aufs Wasser hinausgewagt. Das ist schon Jahre her, aber sie hat es wirklich nie wieder getan. Nicht ein einziges Mal.«

»Was hat die Wahrsagerin gesagt?«

»Dad wollte es mir nicht erzählen. Es muss aber was Schlimmes gewesen sein.«

»Vielleicht hat sie prophezeit, dass Mum eines Tages ertrinken wird.«

»Ach, was, Saph! So was würde eine Wahrsagerin nie prophezeien. *Sie werden eines Tages ertrinken. Das macht zehn Pfund, bitte.*«

»Aber sie muss Mum irgendwas Schreckliches erzählt haben. Sonst würde sich Mum doch nicht für den Rest ihres Lebens weigern, ein Boot zu besteigen.«

»Bitte, Saph, hör auf damit, sonst wäre mir lieber, ich hätte es dir nie erzählt. Sie dürfen nicht merken, dass du es weißt. Dad sagte, ich soll es dir nicht erzählen, damit du keine Angst kriegst.«

Die Stimmen von Dad und Mum werden wieder lauter. Warum müssen sie nur immer so viel streiten? Ich streite mich fast nie mit Conor.

»Ich geh jetzt rein und mache uns einen Toast, dann hören sie auf«, sagt Conor.

»Ich komm mit.«

Mum und Dad stehen am Herd. Sie verstummen, als sie uns sehen, aber die Luft ist aufgeladen von all den hässli-

chen Dingen, die sie gesagt haben. Wenn der Streit von Erwachsenen einen Geruch hätte, denke ich manchmal, dann würde er nach verbranntem Essen riechen. Dads Pilze sind schwarz und verschrumpelt. Als er bemerkt, dass ich sie anstarre, nimmt er die Pfanne in die Hand, kratzt die verbrannten Pilze zusammen und befördert sie in den Mülleimer.

Was für ein Jammer. Ich liebe Pilze.

✱

An diesem Abend radeln Conor und ich zu Conors Freund Jack. Wir bleiben länger bei ihm als geplant, weil Jacks Labradorweibchen drei Junge bekommen hat. Bisher konnten wir mit ihnen nicht spielen, weil sie noch zu klein waren, doch jetzt sind sie sieben Wochen alt. Jack lässt uns jeder einen Welpen auf den Arm nehmen. Ich bekomme eine kleine, pummelige Hündin. Sie zappelt, schnuppert an meinen Fingern und schleckt sie ab, während aus ihrer Kehle hohe, piepsende Laute kommen. Sie ist so niedlich. Conor und ich wollten schon immer einen Hund haben, doch bis jetzt ist unser Wunsch nicht in Erfüllung gegangen.

»Du bist das süßeste Hundebaby auf der ganzen Welt«, flüstere ich ihr zu, während ich sie dicht an mein Gesicht halte. Sie hat ein lustig abgeknicktes linkes Ohr und sanfte, neugierige braune Augen. Wenn ich mir einen Welpen aussuchen dürfte, dann würde ich sie wählen. Sie rümpft die Nase und stößt ein kleines Welpenniesen aus, bevor sie ihre Schnauze unter meinem Kinn vergräbt. Ich glaube, sie hat sich schon für mich entschieden.

Poppy, die Hundemutter, kennt Conor und mich. Deshalb hat sie auch nichts dagegen, dass wir mit ihren Kindern spielen.

Dennoch bleibt sie in unserer Nähe, sieht uns zufrieden, stolz und wachsam zu. Jedes Mal wenn eines der Kleinen sich davonstehlen will, trägt Poppy es sofort zurück ins Körbchen. Ich liebe die Art, wie Poppy ihr Maul ganz weich macht, um die Welpen im Genick packen zu können.

Wir vergessen die Zeit. Als wir wieder daran denken, ist es schon spät, und wir müssen uns beeilen.

»Schnell, Saph! Mum flippt aus, wenn wir noch später kommen!«

Conor rast davon. Mein Fahrrad ist zu klein für mich, und selbst wenn ich strampele wie eine Verrückte, fahre ich nicht besonders schnell. Wenn Conor ein neues Fahrrad kriegt, dann bekomme ich seins. Vielleicht wird es Weihnachten so weit sein.

»Warte!«, rufe ich ihm nach, aber Conor ist schon auf und davon. An der letzten Kurve wartet er auf mich.

»Du bist so langsam!«, motzt er, als wir den letzten Abhang nebeneinander herfahren.

»Ich bin genauso schnell wie du. Nur mein Fahrrad ist langsam«, sage ich. »Wenn ich *dein* Fahrrad hätte ...« Conor hat mir schon versprochen, sein Fahrrad für mich anzunehmen, wenn er ein neues bekommt, und die Lichter kann ich auch behalten. Die Farbe darf ich mir aussuchen.

Wir erreichen das Tor, dort, wo der abschüssige Weg an unserem Haus vorbeiführt. Unser Haus ist nicht das einzige in dieser Gegend, aber unsere Nachbarn wohnen ein gutes Stück entfernt. Abends sieht man die Lichter der anderen Häuser vor dem dunklen Hang. Unser Haus liegt dem Meer am nächsten.

»Schau mal, da ist Mum. Was macht sie da?«, fragt Conor plötzlich.

Sie ist auf einen Zaunpfosten geklettert, der sich gegenüber von unserem Haus befindet. Ihre Silhouette zeichnet sich vor der Dämmerung ab. Sie steht vorgebeugt da, als würde sie nach etwas Ausschau halten.

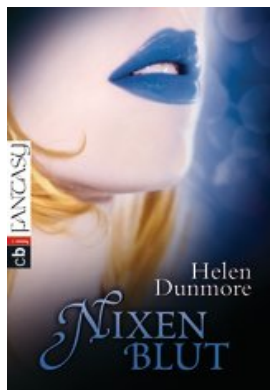
»Irgendwas stimmt da nicht«, sagt Conor, lässt sein Fahrrad am Wegesrand fallen und beginnt zu laufen. Als ich auch meines hinlege, verhaken sich die Lenker. Ich kriege sie nicht auseinander und lehne beide Fahrräder gegen die Mauer. Eigentlich will ich auch zu Mum rennen, aber irgendwas hält mich davon ab. Ich zögere. Ich habe das beklemmende Gefühl, dass Conor Recht hat. Irgendwas stimmt da nicht. Irgendwas ist passiert.

So begann eine lange Nacht. Die längste Nacht meines Lebens, obwohl die Nächte im Sommer eigentlich kurz sind.

Niemand von uns geht ins Bett. Zunächst sitzen wir alle am Küchentisch und warten. Immer wieder nicke ich ein. Dann sinkt mein Kopf auf die Brust, und ich zucke zusammen, kurz bevor ich vom Stuhl kippe. Mum nimmt davon keine Notiz und sie schickt mich auch nicht ins Bett. Sie starrt unentwegt die Tür an, als würde Dad jeden Moment hereinkommen.

»Dad fährt doch oft noch spät mit dem Boot raus«, wiederholt Conor störrisch, während die Stunden vergehen. Zehn Uhr, elf Uhr...

»Aber nicht *so* spät«, sagt Mum. Ihre Lippen bewegen sich kaum. Ich weiß, dass sie Recht hat, und Conor weiß es auch. Irgendwas ist passiert. Wenn er fischen geht, dann meistens mit Badge oder Pete zusammen. Manchmal ist er auch allein unterwegs, aber er würde nie, wirklich nie so einfach verschwinden, ohne uns zu sagen, wo er hinwill. Oft



Helen Dunmore

Nixenblut

Taschenbuch, Broschur, 320 Seiten, 12,5 x 18,3 cm
ISBN: 978-3-570-40036-4

cbj

Erscheinungstermin: März 2011

Magisch schöne Nixen-Fantasy

»Das Wasser flüstert mir etwas zu. Seine Stimme hebt und senkt sich wie das ewige Auf und Ab der Gezeiten. Ich will dieser Stimme folgen. Ich will auf das Meer hinaus und dem Land den Rücken kehren ...« Immer stärker, immer dringlicher wird der Ruf des Meeres. Immer schwerer wird es für Sapphy, ihm zu widerstehen. Verspricht er doch das, was sie sich am meisten wünscht: das Zusammensein mit ihrem Freund Faro, dem jungen Wassermagier, und das Wiedersehen mit ihrem verschwundenen Vater ...

Als Sapphy an der Küste Cornwalls auf den Meerjungen Faro trifft, der sie in die Tiefen des Meeres mitnimmt, spürt sie: Derselbe Sog, der ihren Vater ein Jahr zuvor in die Welt der Nixen und Wassermagier gelockt hat, zieht auch sie dorthin. Denn in ihr fließt das Blut der Nixen – sie gehört der Welt der Meerwesen ebenso an wie der der Menschen. Als eine Gruppe von Tauchern die heiligen Gefilde der Meermenschen zu zerstören droht, muss Sapphy sich entscheiden, zu welcher Welt sie gehören will ...



[Der Titel im Katalog](#)